

Geheimnis unseres Überlebens

Erinnerungen an einen Bombenanschlag

Die beiden Granaten explodierten wenige Minuten vor acht Uhr morgens, kurz nacheinander, die zweite direkt am Eingang der Bus-Station, genau dort, wo ich meist das Taxi halten lasse. Der Morgen war klar und strahlend, ein vielversprechender Morgen Mitte Oktober, in der ruhigen Zeit des Jahres, wenn die Hitze des Sommers allmählich nachlässt und der Himmel jenen gläsernen Schimmer annimmt, der verrät, dass die Nächte kühl werden.

Aber acht Uhr morgens scheint schon strahlend die Wüstensonne, unaufhaltsam, alles ausleuchtend, den Wüstensand und den Schmutz, das Schöne, das Hässliche. Ich kam wenige Minuten nach den Explosionen zur Busstation, und seither beschäftigt mich eine Frage, von der es heißt, dass sie sinnlos sei und die mich dennoch bis zum letzten Tag nicht verlassen wird: was wäre gewesen, wenn... Drei, vier Minuten nur, drei Minuten früher, und du wärest eben hier aus dem Auto gestiegen...

Erinnerung kennt keinen Ordnungssinn, keine Reihenfolge. Bilder, Stimmen, Farben in Gleichzeitigkeit und sinnlosem Nebeneinander, verwoben zu einem sich bewegenden, wogenden Stoff. Trümmer und Blut, geschwind herannahende Autos, Menschen, die sich in großer Schnelligkeit bewegen, Geräusche, Polizeisirenen, Brandgeruch, der Gestank von brennendem Gummi, erhitztem Metall... Ich will dennoch versuchen, meine Bilder zu ordnen. Vielleicht aus einer Art Trotz: um *logos* walten zu lassen, obwohl er augenscheinlich außer Kraft gesetzt war. Oder aus Solidarität: weil alle an diesem Morgen zu ordnen versuchten, die Ärzte und Polizisten, die Journalisten, die Fernsehteams, die Augenzeugen, die vor den Kameras wiedergaben, was sie gesehen, gehört hatten.

Gegen dreiviertel Acht fuhr mich mein Schwiegersohn in seinem Auto zum einzigen Bank-Automaten der Siedlung. Wir alle brauchten Bargeld an diesem Morgen, die Kinder, um einzukaufen, ich für den Busfahrchein, um in eine weit entfernte Wüstenstadt zu fahren und mich dort mit verschiedenen Leuten zu treffen. Im letzten Augenblick fiel mir ein, dass ich vielleicht auf der langen Busfahrt Zeit finden würde, einen hebräischen Text zu übersetzen, also ließ ich die Kinder ein paar Minuten warten, lief ins Haus zurück und packte die Papiere in meine Tasche. Die Kinder boten

an, mich zur zentralen Bushaltestelle in die Stadt zu fahren, doch ich spürte, dass sie in Eile waren und ließ mich am Ortsausgang absetzen, um auf den Linienbus zu warten.

Dort stand ich einige Minuten. Es waren, wie ich heute weiß, die Minuten, die mich von der Explosion trennen sollten. Mir schienen es normale Minuten zu sein, Minuten des Wartens, des Nicht-Geschehens. Es lohnte nicht, fand ich, die Aktenmappe zu öffnen und mit dem hebräischen Text zu beginnen, ich kontrollierte den Verschluss der Wasserflasche, tastete Hemd und Hose ab, ob ich Kaugummi, Notizblock, Sonnenbrille bei mir hatte, und nachdem dies geschehen, blieb nichts zu tun, als ein Kolibri-Pärchen zu beobachten, er schillernd blau, sie grau, mit dem Naschen von Fruchtsaft aus einer roten Blüte beschäftigt, wenige Meter von mir entfernt in der Hecke, die das nächste Haus von der Strasse trennte. Ich erinnere mich, wie mich dieses Bild in heitere Stimmung versetzte, in Vorfreude auf den kommenden Tag.

Ehe der Bus kam, hielt ein Auto. Am Steuer saß Rami, der Sohn einer befreundeten Familie. Rami ist zwanzig, in Amerika geboren, mit den Eltern nach Israel eingewandert, Soldat bei den Fallschirmjägern. Er war in Uniform. Als ich in sein Auto stieg, nahm er die Maschinenpistole vom Beifahrersitz. Wir fuhren langsam auf die Stadt zu, in zähflüssigem Verkehr, an Eukalyptusbäumen vorbei, an Kamelen, die reglos wie Statuen auf gelben Sandhügeln standen, und sprachen über Ramis Vater, der auf einer Konferenz in Österreich war. Wir sprachen über die Torah-Lesung am kommenden Samstag, über die Kunst des Torah-Lesens überhaupt, und später – daran erinnere ich mich – über Kafka. Wir waren bereits in der Nähe des Busbahnhofs, als wir über ihn sprachen. Ich beschrieb Rami meine Schwierigkeiten beim Hebräisch-Lernen: mein Gedächtnis, sagte ich, sei mit den Jahren nicht besser geworden. Auch Kafka hätte geklagt, dass ihm mit Ende Dreissig das Hebräisch-Lernen mühsam geworden sei. In einem Universitätsarchiv hatte ich kürzlich seine hebräischen Übungshefte studiert und entdeckt, dass er oft die Worte nicht mehr wusste, die er ein, zwei Tage zuvor gelernt hatte. "Give an example", sagte Rami. In diesem Augenblick erreichten wir den Busbahnhof.

Die Busbahnhöfe sind in Israel wichtige Orte, gut bewacht, im Zentrum der Stadt. Von hier fahren die Soldaten zu ihren Einheiten, die Studenten zu ihren Universitäten, die religiösen Kinder zu ihren Jeshivot. Leute, die nicht selber stundenlang am Steuer sitzen wollen, benutzen den

Überlandbus, und solche, die es vorziehen, unterwegs zu lesen oder zu arbeiten. Die Busse gelten – trotz gelegentlicher Anschläge – im allgemeinen als pünktlich. Das Publikum auf Busbahnhöfen ist jung, beweglich, interessant. Oft habe ich dort gesessen und mich der Inspiration überlassen, wie manche Dichter im Straßencafé, fasziniert von der Verschiedenheit der Menschen, die in diesem Land zusammenkommen, vom Wunder unseres täglichen Lebens.

Die Allee zum Busbahnhof wurde plötzlich gesperrt. Es geschah unmittelbar vor unseren Augen. Ein Polizist hielt eine winkende Hand in die Wundschutzscheibe, weiter hinten schoben andere Polizisten, darunter ein junges Mädchen mit blondem Pferdeschwanz, metallene Gitter auf die Fahrbahn. Ich vermutete einen Unfall. Rami, mit seinen militärischen Erfahrungen, dachte an „Bombenwarnung“. Mit dem Austausch dieser Vermutungen trennten wir uns. Ich stand allein in der Morgensonne, dem Busbahnhof gegenüber.

Polizisten liefen umher, Soldaten, aufgeregte Zivilisten. Ich sah zwei Männer in einer Art Taucheranzug, mit Helmen, kugelsicherem Gesichts- und Nackenschutz, dann einen Soldaten, der von anderen gestützt wurde, dann Krankenwagen, hörte ihre Sirenen... Ich war auf eine Fahrt in die Wüste eingestellt, auf einen Tag des Nachdenkens, in meiner Tasche steckte ein leerer Notizblock, meine Erwartungen waren dem offenen Raum, den Vögeln, dem Wind zugewandt, der von Süden kam, den Wölkchen, die er in Richtung Stadt wehte. Ich weigerte mich, an etwas Außergewöhnliches zu glauben.

Meine Weigerung, das Offensichtliche wahrzunehmen, hielt noch einige Minuten an. Hartnäckig bestanden meine Sinne auf der Normalität dieses Morgens. Dabei herrschte, als ich um mich sah, Alarmstimmung. Eine Bombenwarnung vielleicht, eine Übung. Ich war jetzt immerhin bereit, mit Verspätung zu rechnen, mit einer Art Zwischenfall. Ich würde die Leute in der fernen Stadt anrufen und ankündigen, dass ich später käme. Um mich herum wurde viel telefoniert, neben mir sprach jemand englisch in sein Mobiltelefon. Ein Mann im Anzug, mit Aktenmappe, aufgereggt, wütend. Hierzulande sind viele Leute aufgereggt, es ist schwer zu erkennen, ob es Ausbrüche von Temperament sind, verquere Äußerungen der Lebensfreude, oder ob wirklich Grund zur Aufregung besteht. Ich fragte auf englisch: „What has happened?“

„An explosion“, sagte er. „We had an explosion. Just now.“

Zwei Explosionen, verbesserte ein junger Mann neben uns, und fügte das Wort *Rimonim* hinzu, das hebräische Wort für Granatäpfel. Ich brauchte Sekunden, um zu begreifen: das selbe Wort bezeichnet auch Granaten. Hier waren zwei Granaten explodiert... Just now... Mir fiel ein, dass wir von Krankenwagen überholt worden waren und dass Rami zwei-, dreimal halten musste, um Polizeiwagen mit Blaulicht vorbeizulassen. Wir hatten nicht darauf geachtet, da wir über Kafka sprachen und seine Mühen, mit Ende Dreissig Hebräisch zu lernen. Ein Anschlag, dachte ich. Ein Bombenanschlag. Oft war ich gefragt worden: Wie lebt ihr damit, macht es euch nichts aus? Und meist hatte ich geantwortet, ein wenig obenhin: Im täglichen Leben merkt man nicht viel davon.

Einmal, in einem Café in Tel Aviv, mit Blick auf Strand und blaues Meer, war mir aus heiterem Himmel eingefallen, dass es lohnen würde, auf diese Caféterrasse eine Bombe zu werfen, so viele sorglose Menschen saßen hier und wir unter ihnen, plötzlich war mir angst und bange geworden. Im selben Augenblick erschien die junge Kellnerin mit dem Eiskaffee, begann ein Gespräch, fragte uns, wie es hier alle tun: Woher kommt ihr? Und gleich darauf: Wollt ihr bleiben? Und diese Frage, ob wir bleiben wollten, ob wir allen Ernstes hier bleiben und ihr Schicksal teilen wollten, war vielleicht aus der selben untergründigen Angst entstanden, die auch ich gespürt hatte, aus der Angst um das immer bedrohte Land.

Und die bekannten Worte stellten sich ein, die hundertmal gehörten, gesprochenen, gelesenen: *Anschlag, Terroranschlag, Bombenanschlag, Wieder Bombenanschlag in Israel, Anschlag auf einen Busbahnhof*. Diesmal war es unser Busbahnhof, von dem ich in die Wüste fahren wollte, um meine Pläne für diesen Tag zu verwirklichen, meine Ideen, meinen freien Willen. Jemand hatte meine Pläne zunichte gemacht, meinen freien Willen durchkreuzt, jemand, den ich nicht kannte, wohl niemals kennen werde, von dem ich nur eines weiß: dass er sich gewalttätiger Mittel bedient, um durchzusetzen, woran an ihm liegt.

Aber woran liegt ihm? Die Frage tauchte auf, ging wieder im unter im Trubel der nächsten Stunden, doch sie kam wieder, beschäftigt mich bis heute. Was will dieser Mensch, was hat er erreicht? Er war selbst schwer verletzt, wie man erzählte, zu Boden geworfen, von einem Bus angefahren, verhaftet. Was hatte er erreicht, außer uns allen den Tag zu verderben, und da drinnen – ich sah mit Unbehagen zur Eingangshalle hinüber – einigen noch mehr... Und ich dachte, dass hier der eigentliche Schrecken dieses

Anschlags liegt: dass er so sinnlos ist. Dass er wie von Ungefähr in meine Sphäre dringt, meine Absichten und Hoffnungen zunichte macht, mir – für einen Augenblick wenigstens – alles nimmt, worauf wir so stolz sind, meine Individualität, meine Freiheit, meine Rechte, mein Ich, und dass er dabei gar nichts hervorbringt, nichts, was nach unserem Gefühl die Mühe lohnen würde. Er tut nichts als vernichten, verletzen, erniedrigen. Er lässt auch mich, den Nicht-Verletzten, verletzt zurück, mit dem Gefühl der Ohnmacht, der Nichtigkeit, dem bedrückenden Erlebnis von Schwäche und Scham.

Junge Mädchen in Uniform, mit der Armbinde der Militärpolizei, drängten uns zur Strasse zurück und über die Strasse zum Grünstreifen. Die hier Versammelten waren keine Schaulustigen, sondern die Hunderte, die heute morgen mit Bussen fahren wollten, zur Arbeit, zum Militärdienst, in Schulen, Büros, Universitäten. Der Mann neben mir erklärte, dass er acht Uhr zwanzig nach Jerusalem fahren müsse, dass er dort einen wichtigen Termin hätte. Er schien verzweifelt. Man zuckt inwendig die Schultern in einem solchen Augenblick: was hilft Verzweiflung, überhaupt irgendein Gefühl, angesichts des schon Geschehenen? Jemand riet ihm, nach einem Linientaxi Ausschau zu halten, vielleicht fände sich eins, an der Strasse nach Norden.

Ein paar Minuten später – ich kann nicht sagen, was ich während dieser Minuten getan und gedacht habe, aus der Bahn geworfen, sinnlos-empört, immer noch ungläubig, dass meine eigenen Pläne nicht mehr gelten, dass ich keinen Einfluss mehr haben sollte auf das, was geschah – ein paar Minuten später sah ich eine junge Frau und zwei Männer mit Kameras an der Absperrung, sah sie etwas vorzeigen, eine weiße Plastikkarte, sah, wie sie von den Militärpolizisten durchgelassen wurden, und langsam, ohne Eile, hineingingen in die abgesperrte Zone. Und mir fiel ein, dass auch in meiner Brieftasche eine solche Plastikkarte steckte, eine Pressekarte der israelischen Regierung, dass auch ich hineingehen konnte, um zu sehen, was da drinnen, im Busbahnhof, geschehen war.

Im selben Augenblick fühlte ich die Gewissheit, dass ich hineingehen *musste*. Dass mich eine Fügung heute morgen hierher gesandt hatte, damit ich es sah. Damit ich sah, wovon alle Welt spricht, wovor wir uns alle fürchten. Dieses eine Mal wenigstens. Ich war einige Minuten zu spät gekommen, unverletzt, hatte nicht mal den Schrecken der Explosionen erlebt, aber ich war hier. Ich sollte es sehen. Die Brieftasche war schon in

meiner Hand, die weiße Plastikkarte. Ich zeigte sie einem Polizisten, hinter mir drängte ein Kamera-Team, ich wurde durchgelassen, geschoben, vorwärts.

Und nun erinnere ich mich, als sei es Gegenwart, erinnere mich heute und jeden Tag meines Lebens. Zuerst laufen wir durch die Halle, eine schmale Konstruktion, dunkel, schattig, dann seitwärts gleich wieder hinaus ins strahlende Licht. Dann über Sand, über hellen, verschmutzten, zertretenen Wüstensand, der hier überall durchscheint, auch mitten in der Stadt, zwischen den Hochhäusern. Die Stadt ist jung, sie wächst schnell, man baut überall, und in den Zwischenräumen, wo grad kein Haus, kein Straßenbelag, keine Grünfläche ist, bleibt der Sand. Er weht in langen gelben Flaggen durch die Stadt. Er erinnert uns daran, wo wir sind. Er schiebt sich aufwärts zu Hügeln, die wir erklimmen müssen: von diesen Hügeln – so werden wir später erfahren – lief der Attentäter hinab, um die richtige Schwungkraft zum Laufen und Werfen der Handgranaten zu haben.

Die erste Granate platzte mitten in eine Gruppe junger Soldaten, darunter Mädchen. Hier waren die schwersten Verletzungen. Ein kurzer Blick dort hinüber: grüne Gestalten auf der Erde, wenige nur noch, die meisten, hieß es, waren schon „weg“. Dazwischen Leute in Weiß und in Gummizeug, stehend, laufend, kniend, über die Liegenden gebeugt. Erste Zahlen: dreizehn Verletzte, zwei in Lebensgefahr. Der nächste sagt: dreiundzwanzig. An einem Zaun steht ein Polizei-Offizier, umringt von Kameras, Mikrofonen und einem Dutzend Journalisten, er gibt in bewundernswerter Ruhe das erste offizielle Interview und sagt: fünfunddreißig.

Am Anfang kümmert sich ein Polizist um uns, beaufsichtigt die Meute mit den Kameras, Notizblöcken, Mikrofonen, später gibt man es auf, vergisst uns, wir verlieren uns auf dem Gelände. Wir sind seitlich an der eigentlichen Stätte des Attentats vorbeigeführt worden, die nochmals abgesperrt ist, mit rot-weißem Plastikband, wo Männer in kugelsicheren Anzügen herumstapfen und nach weiteren Explosivkörpern suchen, wo die Glasscherben sind, die Blutlachen, die zurückgelassenen Einwegspritzen und Gummihandschuhe der Ärzte. Ich fühle kein Verlangen, näher heranzugehen, die Details in Augenschein zu nehmen: es ist das *Dort*, der Ort des Anschlags, des Schreckens, der Gefahr, ich bin immer noch im *Hier*, in der unblutigen, unverletzten, halbwegs geordneten Welt.

Diese Welt ist in Frage gestellt, die Suche nach weiteren Bomben beweist es. Jeden Augenblick kann eine weitere hochgehen, hier, wo ich grad bin... Darüber will ich nicht nachdenken. Ich will einfach glauben, dass ich hier sicher bin, unter all den Sicherheitsleuten, dass es Sicherheit überhaupt noch gibt, obwohl sie eben zunichte gemacht worden ist, obwohl es jemandem gelungen ist, sie zur Illusion zu machen, zu einer törichten Hoffnung. Ein Soldat auf einer Trage wird zu einem Krankenwagen gebracht, von laufenden Leuten, ich höre das Keuchen der Träger. Ein aufgeregter Mann rennt nebenher und hält einen Plastikbeutel, dessen Schlauch zum blutbeschniarten Arm des Soldaten führt. Blut auf brauner Haut. Die Haut glatt und jung. Das Blut löscht das Alter aus, verletzt sind wir alle gleich, das Gefühl der Verletzung, der Anblick unseres eigenen Blutes macht uns alt in einem einzigen Augenblick, alt, erfahren, entschlossen. Es geht rasch voran mit dem Verarzten und Verbinden, irgendwo ein paar Kauernde um einen Liegenden, gebeugte Köpfe, Rufe, Kommandos, dann wird wieder jemand im Laufschrift zu einem der Autos gebracht, zu einem der wenigen, die noch hier sind, die Ambulanzen fahren eine nach der anderen ab, unter Geheul und Geflacker von Licht.

Im Pulk der Journalisten ist ein junger Mann mit roten Haaren, zum Zopf gebunden, in Jeans und T-Shirt, keine Dreißig, aber offenbar ein wichtiger Mensch, man reicht ihm Mobiltelefone, in die er ein paar harte hebräische Sätze ruft, man sucht ihn und folgt ihm im Gedränge, man ruft seinen Namen – „Jakov!“ – und läuft hinter ihm her, und auch ich folge ihm und soll es nicht bedauern. Denn Jakov ist immer dort, wo gerade das wichtige passiert, wo gerade der richtige Mann ist und zum Sprechen bereit, zum Beispiel ein russischer Einwanderer, auf den sich alle Kameras richten, Juri, noch keine drei Monate im Land und schon auf diese Weise im Mittelpunkt. Er ist der einzige Unverletzte von Bushaltestelle Nummer vierzehn, wo die erste Bombe fiel, Juri, totenbleich, auf einem Papierkorb sitzend, nicht imstande, zu stehen, in Trainingshosen, mit gestäubtem Haar. Er wollte zum Sportstadion, erzählt er mit schwacher Stimme und löst Kopfnicken aus, sogar zustimmendes Lächeln: wir alle wollten an diesem Morgen irgendwohin. Und er kann nur immer wieder sagen, in den wenigen Brocken Hebräisch, die er bisher gelernt hat: es geschah so plötzlich. Es gab einen großen Krach, die um ihn standen, fielen hin, und da war soviel Blut, soviel Blut...

Nach Juri laufen wir alle zu einem gedrungenen Mann im karierten Hemd, einem Busfahrer, der vor Fernsehkameras, Mikrofonen und Fotoapparaten erzählt, wie er den Attentäter die zweite Granate werfen sah, durch Qualm und Staub wahrnahm, wohin er fliehen wollte, daher mit seinem Bus einen Schlenker machte und den Laufenden erfasste und umwarf, dann aus dem Bus sprang – der Bus wird später durch die Nachrichten der Welt gehen: zersplitterte Scheiben, Einschlaglöcher – und „ich gab ihm ein paar Schläge, dann kamen schon die Polizisten“. Sein Name ist Avner, er wird umringt und bewundert, seine Kollegen klopfen ihm auf die Schulter, auch die Vorgesetzten vom Busbahnhof, Avner bekommt dienstfrei, ist der Held des Tages.

Weitere Interviews. Der Chief Commander der Polizei aus Jerusalem, per Hubschrauber eingetroffen. Ein Minister mit Leibwächtern, amtierender Stellvertreter der Premierministers. Der Premierminister ist mit anderen Ministern in Amerika, um neue Gebietsabgaben auszuhandeln und die Freilassung palästinensischer Gefangener, darunter Terroristen. Man wird eines Tages Mühe haben, diese Koinzidenz als sinnvolles Geschehen zu erklären: Terror-Anschläge und zugleich das Freilassen derer, die sie begehen. Ein Fernsehjournalist raunt mir zu: „Wenn es auch nur einen einzigen Toten gibt, brechen wir die Verhandlungen ab.“ Doch der Minister hat schon namens der Regierung erklärt, dass die Friedensgespräche trotz des Anschlags fortgesetzt werden. Hinter ihm steht der Bürgermeister der Stadt, schwarzes wirres Haar, offenes Hemd, aus einer Sitzung geholt. Was er sagt, klingt ruhig, kein böses Wort, obwohl wir schon wissen, wer der Attentäter ist: ein Araber aus Hebron.

Der Oberkommandierende der Wüste Negev, ein jugendlich wirkender General, Anfang Vierzig, in Begleitung eines weiteren Generals und anderer Offiziere, geht herum, sagt nichts, drückt Hände, fährt fünf Minuten später in einem gepanzerten Jeep wieder ab. Sein bloßes Erscheinen hat die Stimmung gehoben. Jemand in Polizei-Uniform gibt die neueste Zahl der Verletzten bekannt: siebenundvierzig, darunter neunundzwanzig Soldaten, drei in Lebensgefahr.

Mein Notizblock offenbart mir später ein Chaos von Namen, Zahlen, Sprachen. Ich schrieb teils englisch, teils deutsch, teils hebräisch, wie es kam, hebräisch zum Beispiel den Ausruf eines Augenzeugen, der leicht verletzt der Bushaltstelle Nummer vierzehn entging: *nes min ha shamaim*, ein himmlisches Wunder. Die erste Granate, etwas ungefähr geworfen, traf

nicht das Haltestellenhäuschen, sondern einen Meter daneben die unter freiem Himmel Wartenden, ihre Splitter flogen herum und zerstreuten sich, nachdem sie verletzt hatten, wen sie eben trafen, aber sie hatten nicht die vielfache Wirkung wie in geschlossenen Räumen, wie innerhalb eines Busses oder Haltestellenhäuschens – *nes min ha shamaim*, nur dreiundfünfzig Verletzte, zwölf davon schwer und drei „kritisch“, wie die neuesten Zahlen lauten. Sie werden noch ansteigen, ich werde sie immer wieder auf meinem Notizblock durchstreichen müssen, bis endlich die Zahl vierundsechzig erreicht ist, fünfzehn schwer, und dank der Kunst der in diesen Fällen versierten Ärzte nur noch zwei in Lebensgefahr.

Zwischendurch versuche ich zu Hause anzurufen. Meine Frau wusste, dass ich zum Busbahnhof fuhr, sie kann inzwischen von dem Anschlag gehört haben und in Unruhe sein. Ich muss lange warten, bis die einzige Telefonzelle frei ist, und sage, was es zu sagen gibt: dass ich gesund bin, heute aber nicht in die Wüste fahren kann, dass sie dort anrufen und absagen soll, dass ich noch etwas hier bleiben will, wenn mich eine Fügung schon an diesen Ort geführt hat: zusehen, zuhören, herausfinden, wie unsere Landsleute mit so etwas umgehen, wie sie damit zurechtkommen, „wie man mit dem Terror lebt“. Diesen Halbsatz habe ich gedacht und gesprochen, ich könnte nicht sagen, ob er abwegig ist oder das Alltagsgefühl einer neuen Zeit.

Sie ist froh, dass ich mich melde, gesund und munter. Von dem Attentat hat sie durch einen deutschen Journalisten erfahren, der angerufen und nach mir gefragt hat, auch Freunde haben angerufen, offenbar ist der Anschlag schon überall in der Welt bekannt, im gleichen Augenblick wie mir, der ich mich in unmittelbarer Nähe aufhalte. Auch das ist absurd. Ich beschreibe meiner Frau mit wenigen Worten die Szenerie, erwähne ein Detail, von dem ich im Vorbeilaufen erschüttert war: dass an Haltestelle sechs noch immer ein Paar Soldatenstiefel steht, einsam, gespenstisch, daneben ein Kreidekreis mit der Nummer zehn und eine Blutlache, neben der Blutlache ein Plastikbecher mit einem Rest Kaffee, und höre per Telefon, dass diese Stiefel und Blutlache schon im Fernsehen gezeigt wurden, weltweit, dass ihr Schwager sie aus Berlin angerufen und von diesen Stiefeln gesprochen hat, dass die Bilder, die hier zu sehen sind, in der ganzen Welt verbreitet wurden, ehe ich noch Zeit fand, sie vor Ort wahrzunehmen.

Von da an habe ich viel zu nachzudenken. Ich halte mich etwas abseits, fern von den Trümmern, Splittern, Blutlachen, von den Leichtverletzten, die an Ort und Stelle verarztet werden. Eine dicke Frau mit Einkaufstasche sitzt irgendwo am Rand, über und über mit Blut bespritzt, sie scheint unverletzt zu sein, also ist es nicht ihr Blut, sondern das eines Anderen. Zwischen all dem Blut starren mich ihre Augen an, sie atmet schwer, keucht, dabei tut sie nichts als sitzen, dabei ist ihr, wie man so sagt, „nichts passiert“. Die Atmosphäre hat sich beruhigt, die meisten Krankenwagen sind abgefahren, man bewegt sich langsamer. Auf einem Sandhügel steht ein Journalist und diktiert einen endlos langen Bericht in sein Mobiltelefon, erstaunt bekomme ich mit, wieviel Einzelheiten es zu erfahren und weiterzumelden gab, die mir entgangen sind. Diese Einzelheiten sind überall unterwegs, in elektrischen Kabeln, Wellen, Strahlen, sie flimmern über Bildschirme, werden in Mikrophone gesprochen, in Computer getippt, erreichen Frühstückende an ihren Fernsehapparaten, hier in der Stadt, im Land, in der Welt.

Was ist dagegen zu sagen? Es muss so sein, alle sollen es erfahren, alle Menschen, die in unseren Tagen leben und, um leben zu können, ein Bild von dieser Welt brauchen. Dennoch verfolgt mich die Frage: werden sie auch verstehen? *Können* sie verstehen? Wenn ich, der Augenzeuge, diese Einzelheiten noch kaum wahrgenommen und verstanden habe, wie könnten es dann Menschen Tausende Meilen entfernt, auf anderen Kontinenten? Können diese Soldatenstiefel neben der Blutlache, die mich so tief erschüttert haben, einem Fernsehzuschauer in Südamerika oder Sibirien begreiflich machen, was hier geschehen ist? Haben Soldatenstiefel dort dieselbe symbolische Bedeutung wie hier? Sind sie dort auch, wie hier, „die Schuhe, in denen jedermann gesteckt hat“, Symbol dafür, dass es eines Jeden Tochter oder Sohn sein kann, die da getroffen wurden? Wird man anderswo verstehen, warum Kinder in diesem Land so besonders wertvoll sind? Was jüdische Kinder bedeuten, nachdem Millionen Juden innerhalb weniger Jahre ermordet wurden, darunter Hunderttausende Kinder? Warum die Terror-Anschläge meist jungen Israelis gelten, Jugendlichen, Soldaten, auf welche Ängste die Attentäter zielen, auf welches tiefe Trauma...

Ich laufe herum auf dem Busbahnhof, jemand hat mir einen Becher heißen Tee oder Kaffee gegeben, ich bewege mich zwischen tätigen, räumenden, ordnenden Menschen. Ich habe nichts zu tun als zu schauen, zu hören, zu denken. Erreichen die Bilder der modernen Medien die Wirkung,

die sie angeblich haben sollen: Information, Übermittlung von Atmosphäre, Vermittlung jenes Abstraktums, das wir „Wahrheit“ nennen? Oder dienen sie der Befriedigung niedriger Gelüste wie Voyerismus, Blutdurst, Sensationsgier? Führen zu einer Abstumpfung der Sinne, folglich zur Einschläferung des Gefahrbewusstseins? Oder, im Gegenteil, zu einer neuen Wachheit? Lösen sie Indifferenz aus oder die Bereitschaft, den Terror als Realität zu begreifen, ihm zu begegnen, entgegenzutreten?

So berechtigt unsere Empörung ist, unser Ekel gegenüber dieser perfidesten Form von Selbstdarstellung, wir müssen ihr Vorhandensein anerkennen, müssen damit rechnen, dass ihr schwer beizukommen ist, dass sie immer neue Anhänger findet. Leben wir nicht in der Epoche der *publicity*, des Wettbewerbs um allgemeine Beachtung? Und belohnen wir nicht den Terror allein dadurch, dass wir ihm soviel Raum geben, soviel Aufmerksamkeit? Wäre es sinnvoller, ihn zu verschweigen? Wir sind gefangen in unserem eigenen Anspruch auf Offenheit, wir können nicht verschweigen, müssen immer wieder Zeugen sein, Zeugen unserer eigenen Ohnmacht und Schwäche. Ich sah den Medien-Leuten bei der Arbeit zu, sah, wie sie umherliefen und filmten, ihre Apparate aufbauten, wieder abbauten, wie sie telefonierten und Berichte durchgaben, wie sie schwer arbeiteten, um diese Soldatenstiefel weltweit zu verbreiten, die Blutlache daneben, den Plastikbecher mit dem Kaffeerest, die Einschlaglöcher der beiden Granaten.

Grundsätzlich ist das Fernsehbild falsch. Es ist nur ein Schatten, flach, zweidimensional, es hat keine Tiefe, keine Luft, ist nichts als ein flimmernder Abglanz des Wirklichen. Sein Blickwinkel ist eng, seine Sichtweise voreingenommen. Sein Eindruck erreicht niemals authentische Wahrheit. Und soll es auch nicht: das scheinbar Verbindende soll zugleich trennen. Der Anschein eigener Unerreichbarkeit gehört zu diesem falschen Dabeisein und verbreitet besänftigende Nebenwirkung: auf dem Flimmerschirm sind jene Soldatenstiefel zu sehen, die Blutlache und die Einschlaglöcher, aber es ist nicht *hier*, sondern *dort*. Man ist Zeuge des Verbrechens, Zuschauer des Mordes. Und ist sich dennoch, bei allem Horror, den man sieht, der eigenen sicheren Entfernung vom Ort des Geschehens wohltuend bewusst.

Doch auch dieses Gefühl trägt. Immer mehr Menschen haben mit eigenen Augen gesehen, was ich sah, kennen jemanden, den es getroffen hat, haben die Schwelle zwischen dem *Hier* und *Dort* überschritten. Was

löst dieses Dabeisein aus? Der Zeuge eines Verbrechens kann verschieden reagieren. Den einen erfüllt es ganz mit Furcht, mit der Bereitschaft, alles herzugeben, um nur verschont zu bleiben, den anderen mit der Entschlossenheit, sich zu wehren. Der dritte versucht zu vergessen, was er gesehen hat, möglichst schnell zu vergessen. Wie werde ich selbst weiterleben, nachdem ich gesehen habe, was ich sah? Nachdem die Welt meiner Gedanken, mit der ich heute Morgen losfahren wollte – positive, hoffnungsvolle Gedanken auf dem Weg in die Wüste, wo wir bauen, beleben, pflanzen wollen – zusammengebrochen ist und nichts zurücklässt als Leere?

Jeder dieser Anschläge lässt etwas zusammenbrechen, macht guten Willen zunichte, erzeugt Furcht oder den Wunsch nach Revanche. Es ist Zeit sich einzugestehen, dass sich unser Leben ändern wird, in Folge dieser Anschläge. Nicht so sehr im Äußerlichen. Da wird es weitergehen wie immer, schon aus Gründen der Selbstachtung, der Aufrechterhaltung unseres Bildes von uns selbst. Aber im Inneren, allmählich, von Mal zu Mal. Noch bezweifeln wir es. Werden wir bereit sein, die Änderungen hinzunehmen, freiwillig einen Teil unserer Unverbindlichkeit zu opfern, der Leichtigkeit, die wir so über alles lieben, auf einen Teil davon zu verzichten, ehe man uns das Ganze stehlen kann? Uns soll genommen werden, woran uns liegt. Und falls wir es uns nehmen lassen, werden wir nichts Besseres, nichts Gutes, überhaupt nichts Brauchbares dafür bekommen: das nur Negative, auf Vernichtung Gerichtete, das grauenhaft Nichtige dieses und aller Anschläge beweist es.

Die Fernsehteams um mich herum packen ein. Sie haben große Autos mit, amerikanische Jeeps oder Kombiwagen, und fahren jetzt los ins nahegelegene Krankenhaus, um die Verletzten zu interviewen, soweit sie interviewt werden können. Ihr Arbeitstag ist noch lange nicht zu Ende, noch vieles gibt es zu filmen, zu recherchieren, zu berichten. Sie werden Ärzte und Schwestern befragen, Verwandte am Bett ihrer Angehörigen und offizielle Besucher, Bürgermeister, Minister, Offiziere auf Krankenbesuch. Man hat alles getan von ärztlicher Seite, erfahren wir, um die Verletzten zu versorgen. Schon zehn Minuten nach dem Anschlag – es ist wahr, ich sah es mit eigenen Augen – waren alle abtransportiert, war jeder umsorgt und in ärztlicher Obhut, war alles geregelt und in die Bahnen einer gewissen Normalität gelenkt, ein weiteres Wunder, vielleicht das größte an diesem Morgen.

Genug der Wunder und der Schrecken, finde ich, verlasse den Busbahnhof, steige irgendwo in der Stadt ein leeres Taxi, fahre langsam den selben Weg zurück, den ich vorhin mit Rami fuhr, denke an Kafka, an Europa, fühle mich verändert, kann noch nicht sagen, wie, kann zunächst überhaupt nichts sagen, trinke zu Hause eine Tasse starken Kaffee, widme mich Arbeiten, die nichts mit dem Anschlag zu tun haben. *Wenn ich in New York lesen würde, was hier geschieht, lässt Isaak Bashevis Singer seinen Protagonisten beim Ausbruch des Yom-Kipur-Krieges denken, wäre ich vor Angst außer mir. Aber hier war ich ganz ruhig.* Später erzähle ich meiner Familie, was ich sah: dass unsere Sicherheitskräfte zuverlässig arbeiten, unsere Ärzte versiert im raschen Versorgen der Opfer sind, General, Minister und Bürgermeister vernünftig gesprochen haben, dass wir so weitermachen, wie wir heute morgen vorhatten, wie vor fünfzig Jahren beschlossen, als Juden diesen Staat in der Wüste gründeten und wir neu anfangen nach zweitausend Jahren Verfolgung.

Was sonst sollte ich sagen? Was können Worte bewirken angesichts schweigender Tatbestände? In der Nacht bin ich aufgewacht und habe zu schreiben begonnen. Wenigstens festhalten wollen wir, was wir sahen, stets ist Erinnern unser Geheimnis gewesen, Geheimnis unseres Überlebens.